Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 12

Artikel: Marta
Autor: Linberg, Irmela
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637544

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Krieg bricht aus — auch ohne Kriegserklärung

Die nachstehende Schilderung eines Zukunftskrieges hat zum Verfasser einen englischen Kapitän (H. S. Broad) und ist ein Absatz aus einem Artikel, erschienen in „Army, Navy and Air Gazette, London". Wir drucken ihn aus dem Buche „Krieg ohne Gnade" von Bircher und E. Clam ab.

„Krieg! Die Zeitungsverkäufer rufen ihre Nachrichten in den Straßen aus; gleichzeitig fallen schon die ersten Bomben. Die erste Warnung vor der drohenden Gefahr kommt von den Horchstellen an der Südküste von Dover. Der wachthabende Offizier meldet den Anmarsch zahlreicher feindlicher Flieger, Richtung London.

Wolkenfetzen, die bis zu 600 m herunterhängen, machen es unmöglich, die Stärke der Gegner genau zu erkennen. Schätzungsweise sind es 100 bis 200 Maschinen. 18 Minuten nach erfolgtem Alarm nehmen 2 von unsern Geschwadern den Kampf mit dem Feind auf. Die erste Bombe fällt um Mitternacht. 20 Minuten lang regnet es Bomben aller Art vom Himmel herunter. Es sind viele Blindgänger dabei. Wenn alle Bomben losgegangen wären, läge der größte Teil von London schon in Trümmern. Die schwerst betroffenen Stadtteile sind jene um Piccadilly Circus, die Bank von England und Whithall.

Das Luftministerium ist schwer beschädigt. Das Kriegs- und Marineministerium sind binnen wenigen Minuten zerstört. Die Bank von England hat mehrere Treffer erhalten, doch ihre bombensicheren Gewölbe halten gut. Die St. Pauls Kathedrale und das Parlamentsgebäude liegen in Trümmern. Die Feuerwehr ist fast machtlos, weil viele Wasserleitungen zerstört sind. Man kann nichts tun als die Nachbarhäuser sprengen, um eine Weiterverbreitung des Feuers zu verhindern.

Auf den Straßen und Bahnen, die aus London herausführen und die noch unbeschädigt sind, herrscht unbeschreibliche Verwirrung. Ein Strom von Männern, Frauen und Kindern flieht in wilder Panik. Bei der vielfachen Unterbrechung der Nachrichtenverbindungen ist es nicht möglich, zusammenhängende Nachrichten über den Verlauf der immer noch andauernden Schlacht in den Lüften zu erhalten. Nur die Trümmer der abgeschossenen Flugzeuge deuten an, wie es steht. — Der Lärm ist furchtbar. Das Geräusch von Hunderten von Motoren wird durch den Knall der zerspringenden Geschosse der Flak-Artillerie übertönt. Unsere Kanoniere erzielen manchen Treffer, allein die Scheinwerfer werden durch Wolken gestört. Hier und dort stürzt ein Flugzeug brennend ab und fällt auf die Hausdächer oder mitten auf die Straße.

Dank der überlegenen Kampfkraft unserer Flieger wird das Gleichgewicht wieder hergestellt. Der Feind verliert mindestens die Hälfte seiner Maschinen. Der Bombenregen hört so plötzlich auf, wie er begonnen hat.

Nachdem der letzte Bomber verschwunden ist, erfolgt eine Reihe von Explosionen. Die Bomben, die man für Blindgänger gehalten hat, erweisen sich jetzt als solche mit Zeitzündern. Die Explosionen dauern den ganzen Tag an. Es sind viele Gasbomben darunter.

Der Belagerungszustand wird verkündet. London muß unverzüglich geräumt werden. Jeder Besitzer eines Fahrzeuges muß sich sofort an die nächste Ausfallstraße begeben und sich der Militärbehörde zur Verfügung stellen. Es folgen unbeschreibliche Panikszenen um Plätze in den Kraftwagen. Die Truppe muß dann und wann gegen Horden, die für Frauen und Kinder bestimmte Fahrzeuge stürmen wollen, von der Schußwaffe Gebrauch machen.

Das Gas verbreitet sich rasch. In den Stadtteilen zwischen Oxford Street und Piccadilly kann sich niemand mehr halten. Auch die Feuerwehr hat keine Hoffnung mehr, der Brände Herr zu werden. Alles was von der City und dem Westen noch übriggeblieben ist, erscheint verloren.

London steht in Flammen. Die Gasmasken, die den Bewohnern ausgegeben werden sollen, genügen nicht. Alle Fernsprech- und Telegraphenleitungen versagen, weil die Zentralen verlassen sind. Nur der Rundfunk kann noch senden.

Die Verluste sind schwerer, als ursprünglich angenommen wurde. Man befürchtet, daß mindestens 12,000 Menschen tot und 18,000 verletzt sind. Ueber 2000 kamen allein im U-Bahnhof Piccadilly Circus um. Der Raum war auf den ersten Fliegeralarm bis zum Bersten gefüllt. Viele Frauen und Kinder wurden niedergetreten. Kurz nach Mitternacht drang Gas durch die verschiedenen Eingänge. Fast alle Leute in der großen Schalterhalle waren erledigt.

Die Meldungen besagen, daß 105 feindliche Flugzeuge abgeschossen wurden. Unsere Verluste stehen noch nicht fest, aber wir scheinen 70 Maschinen verloren zu haben. Dabei betrug gestern unsere ganze Stärke erster Linie 156 Maschinen.

Die drahtlose Meldung eines Handelsschiffes läßt neue feindliche Bombengeschwader binnen einer Stunde erwarten. So enden die ersten 6 Kriegsstunden."

Nachschrift der Redaktion:

Man darf die Tendenz der Schilderung Broads nicht übersehen. Das englische Volk sollte zu vermehrter Rüstung angetrieben werden. Dieser Ansporn ist heute nicht mehr nötig. Die englische Kriegsbereitschaft, beziehungsweise Abwehrbereitschaft ist höher einzuschätzen, als aus der obigen Kampf-Schilderung hervorgeht. Und wie Madrid beweist, ist es nicht so leicht, eine Millionenstadt aus der Luft herab zu bezwingen. Doch zeigt das Beispiel von Guernica wiederum, daß Zerstörung und Vernichtung ungeschützter Städte mit Szenen des Schreckens, wie sie ein Höllenschilderer nicht höllischer erfinden könnte, heute noch möglich sind und in einem neuen Weltkriege verhundertfachte grausame Wirklichkeit sein werden. Es hat keinen Sinn, in diesen Tagen, da ganze Völker mit bloßer Gewaltandrohung gleichgeschaltet werden, Vogel-Straß-Politik spielen zu wollen. Es heißt heute bereit sein, nicht nur militärisch, sondern auch in der geistigen Haltung. Darum finden wir es nicht abwegig, solche Kriegsbilder auch einer friedliebenden schweizerischen Leserschaft vorzuführen. Das oben besprochene Buch „Krieg ohne Gnade" muß aus diesem Grunde von uns mit allem Ernst studiert werden. Es stehen nationale Notwendigkeiten hinter ihm.

* * *

Marta

Ein Erlebnis aus der Welt des Kindes.

Von Irmela Linberg.

„Um die Liebenden ist lauter Sicherheit", sagt ein tiefes Dichterwort. Und auch um das Kind ist lauter Sicherheit, wenn wir es nicht herausreißen durch die Vorstellung, daß wir uns sorgen müssen wenn es im Spiel sich vergißt, daß wir uns fürchten, wenn es uns zeitweise aus den Augen kommt, daß wir „traurig sind", wenn es nicht an uns und unsere Vorschriften denkt, die ihm fremd sind. Wir, die mit Wissen beschwerten, die Zufalls- und Schicksalsbangen, die Unheil- und Todkennenden, stehen stets von neuem vor einem Rätsel, wenn wir in die von Zuversicht getragene, treuherzige Welt des Kindes schauen. Diese Welt ist nicht ein Teil der unsrigen, sondern sie grenzt nur an sie gleich einem Reich, dessen Schranken uns verschlossen bleiben, von dem aber ab und zu ein dunkles Ahnen uns beschieden wird.

Ich erinnere mich der kleinen Begebenheit mit Marta. Sie war so bezeichnend, daß ich sie erzählen möchte.

Damals, in den trostlosen Nachkriegsjahren, gab es in der Nähe unserer Stadt eine „Waldfreiheit", die dazu diente, den elenden und bleichsüchtigen Kindern der Jahrgänge 1917 und 1918 die Möglichkeit zu geben, im Sommer ihre Tage unter Aufsicht der Hortnerin im Freien zu verbringen. Jeden Morgen bildete sich ein langer Zug solcher Kinder am Ostende der Hauptstraße, zog singend hinaus und nahm auf seiner Bahn noch weitere, sich anschließende Kinder mit. Die Eltern brauchten ihnen nur ein Kochgeschirr und ein paar Pfennige mitzugeben, denn sie wurden dort, inmitten des armseligen hochstämmigen Kiefernwaldes auf dürrem Sandboden ohne Gras und Moos — in der für Regentage errichteten Aufenthaltsbaracke — mit einfacher, jedoch reichlicher Nahrung versorgt. Um die Dämmerung kam der Zug zurück. Rechts und links flatterten fortwährend, gleich heimkehrenden Vögeln, Kinder in die Arme ihrer sie erwartenden Mütter. Und wenn im Anfang auch deren Entsetzen groß war über die furchtbar schmutzigen Fräßchen und durchstaubten Kleidungsstücke, wie über die Tat-

sache, daß die Kochgeschirre voll Erde und Kiefernnadeln steckten, — weil sie zwischen den Mahlzeiten zum Sandkuchenbacken benutzt worden waren, so gewöhnten sie sich doch an all diesen Graus, angesichts der strahlenden Kinderaugen und der übersprudelnd glücklichen Berichte von einem für den „Großen" schon fast unausdenkbar gewordenen Leben in seligster Ungebundenheit.

Eines abends nun, als ich meinen Zwillingen, die im ersten Schuljahr standen, entgegengegangen war, führten diese mir ein zartes, kleines Mädchen zu mit den Worten: „Das ist Marta. Sie wird heute bei uns bleiben." Marta knixte und sah mich voll freudigen Vertrauens an. Offenbar hatte sie nur Gutes von mir vernommen.

„Ja, Dagmar und Sabine sind meine Herzensfreundinnen", erklärte sie feierlich.

Wir traten ins Haus. Es dunkelte bereits. Meine Kinder ließen mich zunächst gar nicht zu Worte kommen.

„Mutti, wenn du nur zwei Aepfel für uns besorgt hast, denn schadet es nichts, wir geben Marta jedes die Hälfte ab."

„Sie kann bei mir schlafen. Das Bett ist groß genug für zwei."

„Nein — weißt du — wir schieben unsere Betten zusammen und nehmen das Gitter in der Mitte fort. Dann schläft Marta zwischen uns beiden und braucht von keiner Seite Angst vor Bubbeln zu haben."

„Vor was?" fragte ich. Doch es wurde mir keine weitere Aufklärung zuteil.

„Jetzt zeig' ich dir erst mal meinen Puppenwagen, Marta", rief Sabine. „Und ich meinen Tierpark!" Dagmar.

Da konnte ich endlich dazwischenwerfen: „Und deine Mutter, Marta? Wird sie nicht sehr auf dich warten?"

„Ach nein!" riefen alle drei Kinder wie aus einem Munde.

„Aber —" versuchte ich weitere Einwendungen, „hast du ihr denn gesagt, daß du zu uns kommst? Hat sie es erlaubt?

„Meine Mutter erlaubt mir schon immer manchmal zu meinen Freundinnen zu gehn", erklärte Marta, während ihre Augen ein wenig unsicher die Wände entlang liefen.

„Ja — wenn sie es weiß —", meinte ich bedenklich, „aber sie wartet doch auf dich. Sie wird sich doch um dich grämen und ängstigen, wenn du nicht kommst."

„Meine Mutter ist gar nicht ängstlich", antwortete Marta, „Morgen kann ich ja wieder nach Hause gehn."

„Siehst du!" trumpften Dagmar und Sabine auf. „Martas Mutter ist gar nicht ängstlich!"

Mir wurde immer unheimlicher zu Mut bei dem Gedanken an die arme, vergeblich nach ihrem Kinde ausspähende Frau, die jetzt vielleicht schon straßauf, straßab lief, um ihr verlorenes Schäflein zu suchen, es bei der Polizei als vermißt zu melden und weiß der Himmel, was noch alles. Mir kam ein Einfall.

„Wißt ihr was", sagte ich, „ich werde selbst hingehen und Martas Mutter Bescheid sagen. Wie heißest du denn, mein Kind?"

„Marta."

„Und weiter?"

„Marta Müller. "

„Wo wohnst du?"

„Da — weit!" Sie deutete in eine unbestimmbare Ferne. „Da, wo die Kinder morgens ausgehen, und dann noch durch den Park, und dann die Straße am Kanal, und dann noch so eine kleine Straße, wo der Bäcker wohnt, der die Gußzwieback macht."

„Wie heißt denn die Straße?"

Marta blickte betreten.

„Das hab' ich gerade eben vergessen . . ."

„Fällt es dir nicht ein, wenn du mal richtig nachdenkst?"

Marta runzelte die Stirn und steckte den Zeigfinger in den Mund. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Kannst du die Straße finden, wenn ich mitgehe?"

„O ja, das kann ich", meinte Marta stolz, „morgen zeig' ich sie dir, Tante."

„Nein, mein Kind, du mußt gleich mitkommen. — Still, Dagmar und Sabine! Anna wird euch baden und zu Bett bringen. Ich muß mit Marta zu ihrer Mutter. Vielleicht sind wir beide bald wieder da."

Die Zwillinge verzogen die Gesichter. Marta war plötzlich ganz kleinlaut und still. Die Welt der Erwachsenen drohte über dem so schön begonnenen kleinen Abenteuer. Und in die Welt dieser Grausamen und Verständnislosen führte ich das Kind nun zurück.

Marta zeigte mir den Weg. Sie wies mir das Haus. Schon von weitem erkannte sie es, obwohl sie die Nummer nicht wußte. „Das dunkelgraue dort mit den gelben Läden und dem Engelskopf über der Tür." Wann wohl beachtet einer von uns, die wir uns daran gewöhnt haben, auf Namen- und Zahlenschilder zu achten, das Aeußere einer Mietskaserne? Aber ein Kind, das noch nicht lesen und schreiben kann, sagt dir, ob sie hell- oder dunkelgrau oder mit einem Ornament geziert ist! —

Nicht, wie ich es mir ausgemacht, mit Freudentränen, untermischt von sanften Vorhaltungen, wurde Marta empfangen. Die Angst dieser Mutter schlug beim Anblick des Kindes sofort in heißen Zorn um. Harte Worte und eine derbe Züchtigung wurden Marta zuteil. Und ich konnte sie nicht einmal davor schützen. „Sie wußte doch nicht, was sie tat", versuchte ich die eifernde, empörte Frau zu beschwichtigen. Aber diese schien noch viel weniger zu wissen, was sie tat. Mit wildem Keifen fuhr sie auf mich los: So — so! Ich wollte diese verdorbene kleine Kröte, diese Herumtreiberin, gar noch verteidigen? Meine armen Kinder könnten ihr nur bitter leid tun, wenn ich so wenig von Erziehung verstünde. Aus denen würde mal was Gutes werden. Parieren müßten Kinder lernen, pünktlich sein sollten sie, schon in den Windeln. Und ich brauchte nicht etwa zu glauben, weil ich ein feines Kleid anhätte und einen Hut trüge, daß sie sich auch nur die geringste Einmischung meinerseits gefallen lassen müßte. Das gäbe es nicht. Marta wäre ihr zugesprochen und das elterliche Sorgenrecht ihr übertragen, seit ihr Mann — dieser Lump — das Weite gesucht. Ich könnte mir das merken!

Es gelang mir nicht einmal, Marta, die sie hinter eine schnell zugeschlagene Tür geschoben hatte, durch die des kleinen Mädchens leises Weinen an mein Ohr drang, noch einmal zum Abschied tröstend über das Haar zu streichen.

Langsam, wie von unsichtbarer Last gebeugt, ging ich heimwärts. Ein merkwürdig vermessener Gedanke peinigte mein Hirn: „Hättest du es der armen, kleinen Marta doch wenigstens diesen Abend, diese Nacht vergönnt, bei deinen Kindern zu bleiben, mit ihnen zu spielen, zu baden, zu essen, zu schlafen — — dann — — „Ja, was dann — — ? Ich merkte mit Schrecken, daß der ruhelose Gedanke, der mich nicht loslassen wollte, aus der „Welt des Kindes" stammte, jeder Logik entbehrte und daher auch vollkommen unhaltbar war. Aber er ließ sich trotzdem nicht bannen. Wie zuweilen Dinge uns bewegen, die jenseits jeder Grenze der Vernunft liegen, nach der zu handeln wir Erwachsenen es für geboten erachten, jenseits, in jenem anderen Reich, das wir einst verließen, als man uns für „großgeworden" erklärte, und in das zurückzukehren wir nun nicht mehr wagen. Es sei denn in unseren Träumen!

SPRÜCHE

Mut, Mut! Dem Leid, der Lust die Stirn entgegen,
Die Welt ist immer noch des Schönen voll.

Geibel.

Sprich nie Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es? Lavater.